

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Am toten See.

Roman von Robert Kohlrausch.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Der Baronin Blicke zwangen ihn, unterjochten ihn, und er antwortete rasch, als wenn jeder Augenblick des Schweigens Beleidigung wäre: „Nein, Baronin, ich nehme sie an, wenn ich darf.“

„So kommen Sie.“

Gleich darauf saßen sie nahe nebeneinander in dem kleinen, leichten Wagen, der Kutscher sprang auf den Boden, und sie fuhren in raschem Trabe über den Hof hinaus auf die Landstraße. Wieder war ein leicht humoristischer Zug um die Lippen der Baronin, als sie den Kopf nun halb zu Bassow wandte und sagte: „Sie dürfen übrigens auch schweigen, wenn Sie nicht mit mir sprechen mögen. Nur auf dem Hofe, — warum sollen wir den Leuten immer das Schauspiel der feindlichen Geschlechter geben?“

„Nein, ich möchte mit Ihnen sprechen, Baronin. Ich bin glücklich über diesen Zufall. Denn ich habe längst schon bereut, daß ich mir jede Gelegenheit abgeschnitten habe, Sie genauer kennen zu lernen und mir ein bestimmtes Urteil über Sie zu bilden.“

„Nehmen Sie mich ins Verhör, und ich werde antworten.“

„Nein, kein Verhör. Aber doch, — eins möchte ich Sie fragen: warum sind Sie heute so heiter?“

„Ich bin es wirklich, Sie haben recht. So heiter und froh, daß ich sogar gestimmt bin, freundlich gegen Leute zu sein, die furchtbar unfreundlich gegen mich gewesen sind.“

Sie warf ihm einen raschen, kurzen Blick von der Seite zu, der ihm das Blut ins Gesicht trieb, aber zugleich ersparte sie ihm eine mühsame Antwort, indem sie schnell hinzufügte: „Leider kann ich Ihnen vorläufig noch nicht sagen, was meine Stimmung so verändert hat.“

„Vorläufig nur?“

„Vielleicht, vielleicht auch nicht. Es hängt von Umständen ab, die nicht in meiner Macht liegen.“

Einen Augenblick versiel er wieder in tief nachdenkliches Schweigen. Er mußte sich erst in ihr verändertes Wesen hineinfinden, und er sagte sich: war diese merkwürdige Heiterkeit und Gehobenheit nur Pose, um ihre wahren Empfindungen zu verbergen? Spielte sie vor ihm eine geschickte Komödie, um ihren Schmerz über Breitenbachs Verlobung nicht sichtbar werden zu lassen?

Diese Gedanken flogen aber nur schnell durch sein Hirn, dann wies er sie von sich ab. Seine Blicke schweiften über die weiten, halbleeren Felder, auf denen die weißen Dendärme der Arbeiter leuchteten, und er sagte mit einer ungelassenen Handbewegung: „Offentlich kommen wir heute gut vorwärts mit dem Roggen. Ich glaube, wir müssen uns beeilen, — der Himmel sieht sonderbar aus.“

Der Himmel sah wirklich sonderbar aus. Ein eigentümliches Leuchten war in der Höhe, wo Gold und Blau ineinanderzufließen schienen. Einzelne lange, wie aus Watte geformte Wolken schwammen ruhig in dem schimmernden Meer, dessen Licht um sie her glänzende Ränder zog.

„Wenn wir in Italien wären, würde ich sagen, wir haben Scirocco,“ brach die Baronin das Schweigen.

„Sie waren in Italien?“ fragte Bassow.

„Ein paarmal. — Einmal zum Vergnügen, einmal im Dienst.“

„Im Dienst?“

„Ich habe dort gesungen, gastiert. Aber ich fühlte selbst, ich war matter als sonst. Hinterher wurde mir gesagt, wir hätten Scirocco gehabt. Darum habe ich den bösen Südwind im Gedächtnis behalten.“

„Keinen Südwind haben wir heute wirklich. Das ist hier im Norden ein festener Wind.“

„In diesem Sommer nicht. Er hat auch damals geweht.“

„Wann?“

„An dem Tage, als mein Mann ermordet wurde.“

„Ein Gefühl, halb Schrecken, halb Freude, sagte ihm an bei ihren Worten. Hätte sie so unbesangenen von jenem furchtbaren Ereignis reden können, wenn sie wirklich selbst an ihm die Schuld getragen hätte? Vergeblich suchte Bassow zuerst nach Worten, um dann zu fragen: „Gibt es gar nichts Neues in dieser traurigen Sache? Haben Sie nichts gehört über den Verlauf der Untersuchung?“

„Doch, etwas Neues gibt es. Das Gerücht ist wieder auf einer andern Spur. Nach langem Bögem hat sich nämlich ein Wirt aus einem Nachbarorte gemeldet und ausgesagt, mein Mann wäre nicht lange vor seinem Tode mit keinem krank und ärmlich aussehenden Menschen dorthin gekommen, hätte ihm zu essen und zu trinken geben lassen und längere Zeit mit ihm gesprochen. Worüber, das hat niemand gehört, aber für die Herren Juristen genügt dies — bei dem Stolze meines verstorbenen Mannes in der Tat etwas auffallende — Vorkommnis, um einen Verdacht gegen den Unbekannten zu konstruieren.“

„Und Sie — glauben Sie nicht an eine Bedeutung dieser Spur?“

„Nein, vorläufig nicht sehr. Ich habe nie großes Vertrauen zu den Mitmenschen gehabt, und es ist jetzt noch viel geringer geworden. Wie haben sie meine Wahrnehmungen und Aussagen mißachtet! Ich habe damals den Schrei doch gehört mit diesen meinen Ohren, der aus dem Parle zu mir herandrang, diesen gräßlichen Ton, den ich bis an mein Lebensende nicht vergessen werde.“

„Ich habe davon sprechen hören, aber —“

„Es war die Stimme meines Mannes, der um Hilfe rief in seinen letzten Augenblicken. Daran gibt es für mich keinen Zweifel mehr, und wenn es am Ende auch gleichgültig ist, ob er im Park oder in seinem Zimmer getötet worden ist, für die Untersuchung wäre die Frage nach dem

wahren Orte des Mordes doch vielleicht von Wichtigkeit gewesen. Diese Herren aber haben mich behandelt, als wenn ich an Halluzinationen litte, oder wenn ich ihnen absichtlich ein Märchen erzählte!"

„Die Sache regt Sie auf, Baronin. Sprechen wir lieber nicht mehr darüber.“

Sie schweig einen Augenblick. Dann sagte sie mit wieder verändertem Tone: „Sie haben recht. Wir wollen statt dessen den Segen auf den Feldern anschauen, der in diesem Jahre so reich ist. Ja, das schöne Garchim!"

„Freilich ist es schön," entgegnete Bassow langsam. „Aber es tut mir weh, das aus Ihrem Munde zu hören. Ich komme mir dann wie ein Eindringling vor, der Sie aus Ihrem Eigentum vertreibt.“

„Was können Sie dafür, daß mein Mann Ihr Better war?" Es klang ihm, als wenn sie noch etwas hätte hinzuzufügen wollen, doch brach sie ab und fragte nur nach einer Pause: „Wohin darf ich Sie fahren lassen in der Stadt?"

„Ich will dem Landrat meinen Besuch machen und später auch dem Herrn Kreisphysikus.“

„Das ist hübsch! Dahin fahre ich selbst. Das sind prächtige Menschen, der Kreisphysikus und seine Frau. Er besonders, aber sie hat auch das Herz auf dem rechten Fleck; ein wenig Schöngelst ist sie, doch dabei von Herzen gut. Diese beiden Menschen sind hier von vornherein die ersten gewesen, die mich's nicht entgelten ließen, daß ich einmal eine angesehene Künstlerin war. Darum halte ich sie auch als wahre Freunde in meinem Herzen.“

„Dann werde ich die Freude haben, Sie dort wiederzusehen?"

„Ich hoffe darauf. Ich habe mich angefangen und bleibe den ganzen Nachmittag. Und hier sind wir ja schon am Tor und müssen verstummen. Auf dem Pflaster dieser edlen Stadt ist Reden im Fahren unmöglich.“

Ein Poltern und Stoßen des Wagens auf dem beginnenden Pflaster gab ihren Worten recht, und Bassow nickte nur lachend, weil seine Stimme doch unverständlich geblieben wäre. Bald war auch das Landratsamt erreicht und er sprang mit einem „Auf Wiedersehen" von dem einen Augenblick haltenden Wagen hinunter.

Er traf den Landrat zu Hause, kürzte seinen Besuch aber so sehr als möglich ab. Es war viel von der schwebenden Unterfuchung die Rede, über die der Beamte genau unterrichtet war, doch wußte auch er nichts weiter zu berichten, als was Bassow von der Baronin schon gehört hatte.

Das Haus des Kreisphysikus war dann bald erreicht, aber als Bassow den gemütlichen alten Bau betrat, erwartete ihn dort eine bittere Enttäuschung. Schon beim Öffnen der Tür machte die alte Dienerin des Arztes ihm die vertrauliche Mitteilung, daß außer der Frau Baronin aus Garchim noch anderer Besuch gekommen sei. Der Herr von Breitenbach mit seiner Braut sei zugegen.

Am liebsten wäre Bassow gleich wieder umgekehrt. Seine ganze Freude geriet und verwehte vor diesen Worten, und eine plötzlich neu auflodernde Eifersucht flüsterte ihm zu, daß die Baronin um diese Begegnung gewußt habe, daß hier — zum Teil wenigstens — der Grund liege für ihre auffallende Heiterkeit und Gehobenheit auf der Herzfahrt.

Aber ein Entkommen war nicht mehr möglich. Die Tür des im Erdgeschoß gelegenen Salons öffnete sich, und aus ihr hervor kam der Kreisphysikus in eigener Person, der den Ton der lauten Klingel an der Haustür vernommen hatte. Mit einer fast altmodisch anmutenden, gastfreundlichen Herzlichkeit ging er Bassow entgegen und bewillkommnete ihn mit andauerndem Händeschütteln.

„Na, Herr Baron, das ist mir eine wahre Freude, daß ich Sie hier begrüßen kann. Die Baronin hat Sie mir angekündigt. Ich hatte schon gefürchtet, Sie fänden überhaupt nicht mehr den Weg zu mir. Und das wäre mir sehr leid gewesen, weil ich auf Garchim seit vielen Jahren als guter Freund habe verkehren dürfen. Aber nun sind Sie ja da, — das freut mich, das freut mich!"

Er wiederholte sein herzliches Händeschütteln und nötigte Bassow zum Eintreten, wobei er sagte: „Sie finden heute einen Teil der Nachbarschaft bei mir versammelt. Wir haben noch zwei andere Gäste hier.“

Bassow meinte am Ton der letzten Worte zu hören, daß auch der Kreisphysikus über diesen weiteren Besuch nicht allzu erbaut sei, doch nun öffnete sich bereits die Tür, und sie mußten eintreten.

Um einen großen, runden Mahagonitisch saßen die Anwesenden beim Kaffee. Bassows Augen suchten zuerst nach der Baronin und fanden sie, wie er vermutet hatte, in eifrigem Gespräch mit Breitenbach. Aber es blieb ihm zunächst keine Zeit für nähere Beobachtung; denn der Kreisphysikus führte ihn zu seiner Frau, in der Bassow eine alte, wohlgenährte Dame mit weißen Haaren kennen lernte, die ebenso licht und voll waren, wie die ihres Gatten. Auch sie begrüßte ihn mit großer Herzlichkeit; Breitenbach sprang auf und sagte: „Welche Freude, Sie hier zu treffen!“, die Braut streckte ihm die Hand amerikanischerhaft entgegen, die Baronin aber nickte ihm zu mit den Worten: „Das ist nett, daß Sie da sind.“ Gleich wandte sie sich dann aufs neue Breitenbach zu, der sich wieder neben sie gesetzt hatte.

Bassow wurde von der Herrin des Hauses mit Beschlag belegt. Er fand bestätigt, was die Baronin über ihre schöngelstigen Neigungen gesagt hatte, und mußte im Verein mit der Amerikanerin, die zuweilen verstohlen durch die Nase gähnte, eine längere Abhandlung über Schillers Aufsatz „Die Schaubühne als moralische Anstalt" entgegennehmen, den er niemals gelesen hatte. Dabei sah die Frau Kreisphysikus viel mehr nach gutem und reichlichem Essen und Trinken aus als nach Aesthetik, und er hätte sich zu anderen Zeiten über diesen Gegensatz von Körper und Geist im stillen köstlich amüsiert, aber heute waren seine Gedanken viel zu sehr mit der schönen Frau beschäftigt, die unter ihrer goldenen Haartrone ihm gegenüber saß.

Nach dem Kaffee ging man in den Garten, der sich bis zu der alten Stadtmauer hinzog, doch wenn Bassow nun auch von der Frau des Kreisphysikus freikommt, so zog ihn dieser selbst jetzt mit sich fort. Er führte seinen Gast als leidenschaftlicher Blumenfreund mit Eifer durch alle Gänge des Gartens, auf dessen Beeten in der Tat eine Fülle von blühenden Blumen stand, wie man sie selten sah.

„Der Park von Garchim ist ja wunderschön," sagte dabei der Arzt, „aber Sie haben dort nicht Blumen genug. Blumen bedeuten Freude, und Freude muß man sich schaffen so viel als möglich. Das ist für mich die ganze Lebenskunst. Blumen her, immer nur Blumen her — fürs Auge und für die Seele!"

Bassow nickte stumm; ihm war in diesem Augenblick wieder gar nicht nach Freude zumute. Denn er sah, daß die Baronin auch jetzt wie fasziniert in Breitenbachs Nähe blieb und ihn mit eigentümlich leuchtenden Augen unermüdet anschaute. Der Baron bliete verstohlen zu der Amerikanerin hinüber, ob sie nicht ärgerlich sei über solche dauernde Vertraulichkeit. Doch sie ging ruhig an der Seite der Frau Kreisphysikus und schien mit nichts beschäftigt, als mit dem wirklichen Ausschlag ihrer in der Tat abnorm schönen Augen.

Der Arzt fuhr fort, von seinen Blumen zu schwärmen, und Bassow hätte seine botanischen Kenntnisse bedeutend bereichern können, wenn er zugehört hätte. Aber seine Blicke und seine Gedanken waren dort hinten an der alten Stadtmauer, wo die Baronin mit Breitenbach in eifrigem, halblautem Gespräch auf und nieder ging.

(Fortsetzung folgt.)

Das Duell.

Aus dem wundervollen Buch „Thyl Menspiegel und Lamm Goedzad" von Charles de Coster, das Friedrich von Dypeln-Bronikowski in musterergültiger Uebersetzung herausgibt, bringen wir mit Erlaubnis des Verlages Eugen Diederichs, Jena, folgende Schilderung zum Abdruck:

Das Wasser reichte Menspiegel bis an die Schenkel, und oftmals hob ihn eine tüchtige Welle in die Höhe, ihn und sein Pferd.

Er sah die Fußsoldaten vorbeiziehen, die ein Säcklein mit Pulver auf dem Hut und ihre Büchsen in der Luft trugen. Dann kamen die Karren, die Halenbüchsen, die Feuerwerker, die Zündstücke, Feldschlangen, doppelte Feldschlangen, Quartierschlangen, halbe Quartierschlangen, doppelte Quartierschlangen, Bombarden, doppelte Bombarden, Kanonen, Mörser, Kammereschlangen, kleine Feldstücke, so auf Propowagen gelegt und von zwei Pferden gezogen, im Galopp sich bewegen konnten. Sie ähneln auf ein Haar denen, so Pistolen des Kaisers genannt wurden. Hinter ihnen kamen die Landsknechte und flandrischen Reiter zum Schutze der Nachhut.

Menspiegel suchte einen erwärmenden Trunk. Der Schütze Riesentrakt, ein magerer, grausamer Däne, schmarte neben ihm

auf seinem Schlachtroß und bürstete nach Branntwein. Ulenpiegel suchte ein Fläschlein auf der Kruppe seines Pferdes und fand es, mittels einer Schur wie ein Wehrgehent umgehängt. Er durchschnitt die Schur, nahm das Fläschchen und schlürfte wohlgenut daraus. Seine Kameraden, die Schüßen, sagten zu ihm:

„Gib uns davon.“

„Das tat er. Nachdem der Branntwein ausgetrunken war, knotete er die Schur des Fläschchens und wollete es wieder auf die Brust des Soldners hängen. Als er den Arm erhob, um solches zu tun, erwachte Niesenkraft. Er nahm das Fläschlein und wollete seine gewohnte Kuh melken. Da er fand, daß sie keine Milch mehr gab, geriet er in großen Zorn.

„Erigbube, was hast du mit meinem Branntwein gemacht?“ sprach er.

Ulenpiegel antwortete:

„Ich habe ihn getrunken. Unter durchnässten Reitern ist der Branntwein eines Einzigen der Branntwein aller. Ein Geizhals ist kläglich.“

„Morgen werde ich dir im Zweikampf das Fleisch zerstückeln,“ erwiderte Niesenkraft.

Nachdem Ulenpiegel und Niesenkraft Sekundanten genommen hatten, sagten diese, sie sollten zu Fuß kämpfen, bis daß einer den Geist aufgäbe, wenn es dem Sieger gefiele; denn solches waren Niesenkrafts Bedingungen.

Der Kampfplatz war eine kleine Heide.

Gleich am Morgen legte Niesenkraft seine Rüstung als Schüße an. Er legte die Püchelhaube mit Halsstück auf, ohne Visier, und zog ein Panzerhemd ohne Aemel an. Sintermalen sein anderes Hemd in Fegen auseinander, legte er es in die Püchelhaube, um, wenn es not tat, einen Verband daraus zu machen. Er verah sich mit seiner Armbrust aus gutem Ardenner Holz, einem Bündel von dreißig Pfeilen, einem langem Dolch, aber nicht mit einem zweihändigen Schwert, welches der Bogenschützen Zegen ist. Und er kam auf seinem Schlachtroß, das den Kriegssattel und ein Baumzeug mit Federbusch trug und ganz gepanzert war, auf den Kampfplatz geritten.

Ulenpiegel machte sich eine Ausrüstung wie ein gewappneter Edelmann, sein Schlachtroß war ein Esel; sein Sattel waren die Räder einer Dirne, das mit Federn geschmückte Zaumzeug aus Weiden, obenauf mit schönen, trefflich flatternden Dohelpfannen geziert. Der Hockharnisch war aus Stahl, denn das Eisen kostet zu viel, sagte er; Stahl ist unerschwinglich, und was das Kürzer anlangt, so hat man in den verwidenern Tagen so viele Kanonen daraus gemacht, daß nicht soviel übrig war, um ein Kaninchen in der Schlacht zu wappnen. An Stelle des Helmes setzte er einen schönen Lattichkopf auf, den die Schnecken noch nicht zerfressen hatten. Darauf ragte eine Schwansfeder, damit er im Verschleiden singen konnte.

Sein harter, leichter Stoßdegen war ein rechtschaffener, langer, dicker Knüttel aus Nichtenholz, an dessen Ende ein Besen aus Zweigen des gleichen Holzes war. An der linken Seite seines Sattels hing sein Messer, das gleichfalls aus Holz war, auf der rechten Seite schaukelte sein trefflicher Streitkolben aus Polunderholz, von einer Röhre gekrönt. Sein Kürass bestand ganz aus Löhern.

Als er so ausgestattet auf den Kampfplatz kam, brachen Niesenkrafts Sekundanten in Gelächter aus; aber dieser selbst behielt seine sanftspinnige Miene.

„Wdamm forderten Ulenpiegels Sekundanten die Weisther Niesenkrafts auf, er möge seine ganze Rüstung von Panzerriemen und Eien ablegen, in Ansehung dessen, daß Ulenpiegel nur mit Lumpen gepanzert sei. Niesenkraft willigte drein. Nun fragten Niesenkrafts Sekundanten die Ulenpiegels, wohnt es läme, daß dieser mit einem Besen bewaffnet wäre.

„Ihr gewährt mir den Knüttel, doch Ihr verbietet mir nicht, ihn mit Laubwerk zu verputzen.“

„Mach's, wie Du's verheißt,“ sagten die vier Sekundanten. Niesenkraft sagte keinen Ton und mekelte das kümmerliche Heidegewächs mit kurzen Regenhieben ab.

Die Sekundanten forderten ihn auf, seinen Stoßdegen gleich Ulenpiegel durch einen Knüttel zu ersetzen.

Er antwortete:

„Wenn dieser Wicht aus freien Stücken eine so ungewöhnliche Waffe gewählt hat, so geschicht's, weil er vermeint, sein Leben damit verteidigen zu können.“

Da Ulenpiegel abermals sagte, daß er sich seines Besens bedienen wolle, kamen die vier Sekundanten überein, daß alles recht sei.

Sie standen sich kampfbereit gegenüber, Niesenkraft auf seinem eisengepanzerten Pferde, Ulenpiegel auf seinem speckgepanzerten Esel.

Ulenpiegel rückte bis zur Mitte des Feldes vor. Dann sprach er, seinen Besen wie eine Lanze haltend:

„Stinkender als Best, Auslay und Tod finde ich dieses Ungeziefer von schlechten Kerls, die in einem Lager von guten Kriegskameraden keine anderen Sorgen haben, als allerwegen ihre mürri-sche Frage und ihr zornschäumendes Maul herumzuführen. Wo sie verweilen, waagt sich das Lachen nicht hervor, und die Pieder schweigen. Sie müssen allseit brummen oder sich schlagen, und dergestalt führen sie neben dem berechtigten Kampf für das Vaterland den Zweikampf ein, welcher der Ruin des Heeres und die

Freude des Feindes ist. Gegenwärtiger Niesenkraft tötete einundzwanzig Menschen um unschuldiger Warte willen, ohne daß er jemals in Schlacht oder Scharmügel eine glänzende That der Tapferkeit getan oder durch seinen Mut die geringste Belohnung verdient hätte. Darum so gefällt es mir heute, das räudige Fell dieses bissigen Hundes wider den Strich zu bürteln.“

Niesenkraft antwortete:

„Dieser Trunkenbold hat schöne Dinge über den Mißbrauch des Zweikampfs geträumt: es wird mir heute gefalle, ihn den Kopf zu spalten, um jedermann zu zeigen, daß er nur Den im Hirno hat.“

Die Sekundanten zwangen sie, von ihren Tieren zu steigen. Dies tuend, ließ Ulenpiegel den Lattich vom Kopf fallen, den der Esel ruhig trah, doch er ward in dem Geschäft durch einen Fußtritt unterbrochen, den ihm ein Sekundant gab, um ihn aus den Schranken des Kampfplatzes zu treiben. Ebenso geschah dem Pferde. Und sie gingen, anderswo in Gesellschaft zu weiden.

Als bald gaben die Sekundanten (die beientragenden, das waren die Ulenpiegels, und die begentragenden, das waren die Niesenkrafts) durch Pfeisen das Zeichen zum Kampf.

Ulenpiegel und Niesenkraft stochten wütend miteinander, Niesenkraft schlug mit seinem Stoßdegen und Ulenpiegel variierte mit seinem Besen. Niesenkraft suchte bei allen Teufeln, Ulenpiegel wich ihm aus und hüpfte die Kreuz und die Quer durch die Heide, steckte die Zunge heraus und machte Niesenkraft tausend Fragen. Diesem ging der Atem aus, und er schlug mit dem Stoßdegen ins Blaue wie ein närrisch gewordener Söldling. Ulenpiegel fühlte, daß er ihm nahe war, drehte sich plötzlich um und gab ihm mit seinem Besen einen gewaltigen Stoß unter die Nase. Niesenkraft fiel mit ausgestreckten Armen und Beinen zu Boden, wie ein Frosch, wenn er verendet.

Ulenpiegel warf sich auf ihn und setzte ihm das Gesicht ohne Erbarmen mit dem Strich und gegen den Strich. Dabei sagte er:

„Bitte um Gnade, oder du sollst meinen Besen verschlingen.“ Und er rieb ihn Unterlaß hin und her, zum großen Ergöhen der Anwesenden, und sagte immerfort:

„Schrei um Gnade, oder du sollst ihn verschlingen!“

Aber Niesenkraft konnte nicht schreien, machen er an der schwarzen Wut gestorben war.

„Gott hab dich selig, armer Bäterich!“ sprach Ulenpiegel. Und er ging fürbass und blies Trübsal.

Das Geheimnis der „Marie Celeste“.

Unter all den vielen Geheimnissen der See jehen die Seelentz selbst in der Geschichte der Brigg „Marie Celeste“ das größte aller Geheimnisse. Sie ist oft erzählt worden; Conan Doyle und andere Schriftsteller haben mit Hilfe ihrer Phantasie das Rätsel zu lösen versucht — doch ganz vergebens. Die Geschichte der „Marie Celeste“ war bis jetzt noch ebenso geheimnisvoll, wie an jenem Tage vor jetzt 43 Jahren, da ein Schiffer die Brigg verlassen und vor Wind und Strom treibend fand. Warum war sie im Stiche gelassen und was aus der Besatzung geworden?

Es war im Anfang des Septembers 1872, als die „Marie Celeste“ mit der Bestimmung nach Genua New York verließ. Die Brigg hatte 11 Mann Besatzung und außerdem noch die Tochter und die Frau des Kapitäns an Bord. Seitdem hörte man von dem Schiffe nichts mehr, bis ein englisches Fahrzeug es im Dezember im Meere treibend und von der Besatzung verlassen fand. Alles an Bord war in bester Ordnung. In der Kajüte war der Tisch gedeckt und die Mahlzeit schien unterbrochen worden zu sein, bevor die Gäfte noch halb fertig waren. Die Schiffskasse war ebenso wie die wertvolle Ladung unberührt; Proviant war reichlich zur Stelle, der Medizinrank in vollständiger Ordnung. Es war deutlich, daß die Besatzung des Schiffes das Fahrzeug hatte gleichzeitig und in größter Hast verlassen müssen. Aber warum? Auf alles Mögliche hatte man geraten, selbst auf Begegnungen mit Seeislangen oder mit Meeräuberischen Wüden, die in der Nähe einer Küste die Brigg überfallen haben könnten. Des Rätsels Lösung ist erst jetzt gegeben worden und zwar durch den russischen Kapitän D. Lufmanoff in Hongkong, der in der englischen Zeitschrift „Nautical Magazine“ einen Bericht über das Geheimnis der „Marie Celeste“ veröffentlicht hat. Dieser Bericht stützt sich auf die Mitteilungen eines alten Kameraden aus der Zeit, da der Kapitän noch Matrose an Bord der italienischen Brigg „Osama“ war. Dieser Kamerad hieß Specioti; er gestellte sich einmal zu Lufmanoff, als dieser gerade Wache hatte und begann vor sich hin zu murmeln: „Verfluchter Ort! Verfluchte Brigg!“ und wieder: „Marie Celeste! Marie Celeste!“ Lufmanoff drang in den Italiener, ihm zu erzählen, worauf sich seine Ausrufe bezögen und Specioti erstattete ihm darauf einen Bericht, aus dem hervorging, daß er im Jahre 72 unter falschem Namen sich für die „Marie Celeste“ hatte anheuern lassen. Eines Tages in der Morgendämmerung erblickten sie nicht weit entfernt von sich eine andere Brigg; es war nicht gar weit von Gibraltar, ungefähr in der Gegend, wo Specioti sich befand, als er dem Russen seine Geschichte erzählte. Windstille herrschte, beide Schiffe rührten sich nicht vom Flecke, und erst nach Sonnenaufgang erhob sich eine schwache Brise, die die beiden Fahrzeuge einander näher brachte. Da sahen die

von der „Marie Celeste“, daß auf dem anderen Schiffe die englische Flagge und das Signal hochging: „Brauche Proviant — Hungersnot.“ Die „Marie Celeste“ hatte noch kaum signalisiert: „Schickt ein Boot“, als sie von der Brigg ein Boot, welches schon vorher zu Wasser gelassen worden war, abstoßen sah. Es war von zwei Männern gerudert, am Boden lag irgend etwas von Personen zugebedt — wahrscheinlich Tonnen und Kästen zur Fassung des Proviantes. Als aber das Boot längsfeils gekommen war und seine Insassen ein Tau gepackt hatten, kamen unter der Personennamen plötzlich 5, 6 Mann zum Vorschein, die mit Revolvern bewaffnet waren und alsbald an Bord der „Marie Celeste“ sprangen. Die Besatzung war vor Schreck förmlich versteinert. Der Führer des Ueberfalles teilte ihr mit, sein Schiff hätte keineswegs Mangel an Proviant, wohl aber Mangel an Leuten, und darum erklärte er sie alle für gefangen. Uebles würde ihnen nicht widerfahren, aber sie hätten ihm zu folgen, um auf der andern Brigg gegen gute Bezahlung Dienst zu leisten. Widerstand war unmöglich; die „Marie Celeste“ wurde von der genannten Besatzung einschließlich des Kapitäns und seiner Angehörigen verlassen und zu der geheimnisvollen Brigg hinübergebracht, an deren Heck der Name übermalt war. Der Kapitän teilte den Gefangenen mit, daß die Hälfte seiner Leute am Fieber gestorben sei und wies jedem seinen Dienst zu; die Besatzung war übrigens spanischer Nationalität. Die Gefangenen wurden gut verpflegt, aber die Fieberkrankheit blieb auch weiterhin böser Gast an Bord. Erst fiel ihr der Kapitän nebst Frau und Tochter zum Opfer und nach 14 Tagen war die Besatzung der Brigg wieder auf die Hälfte herabgesunken. Unter diesen Umständen war es, daß einer der Leute von der „Marie Celeste“ unter größten Vorsichtsmaßregeln Specioti in den Plan einweihete, den Rest der spanischen Besatzung samt dem Kapitän zu ermorden. Es waren nur noch sieben Spanier und sieben von der „Marie Celeste“ an Bord. Auf Specioti fiel die Aufgabe, den Kapitän beiseite zu bringen. Gerade in dem Augenblicke, als er ihn erschlagen hatte und das Signal zum Angriffe auf die spanische Mannschaft geben wollte, ging ein furchtbarer Krach durch das ganze Schiff. Ein Dampfer hatte die Brigg, die wie gewöhnlich ohne Lichter fuhr — die Meinerlei vollzog sich nach Sonnenuntergang — getroffen und in der Mitte durchschnitten. Specioti sprang an Bord des Dampfers; sonst wurde keine lebende Seele von der Brigg gerettet. Der Dampfer war ein Italiener; auf alle Fragen über sein Schiff, die an ihn gerichtet wurden, antwortete Specioti nur mit einem bloßen Lachen, so daß man annahm, er habe bei der Katastrophe den Verstand verloren. In Genoa wurde er an Land gesetzt und inabergang trug er dann das Geheimnis der „Marie Celeste“ mit sich herum. Jetzt endlich hat dies berühmte, in unendlichen Seemannsgarnen erdörte Rätsel der See seine Lösung gefunden.

Vermischtes.

* Eine französische Sprachinsel inmitten Deutschlands. Man wird es nicht glauben, daß es inmitten Deutschlands einen Ort gibt, wo zahlreiche Abkömmlinge der einst von Frankreich ihres Glaubens halber vertriebenen Huguenotten leben und ihre französische Umgangssprache sich zum großen Teil noch erhalten haben. Es ist die zum preussischen Regierungsbezirk Wiesbaden gehörige Stadt Friedrichsdorf im Obertaunuskreis, treisich ein kleines Städtchen und mit kaum viel mehr als tausend Einwohnern. Es hat übrigens einen Mann hervorgebracht, dem die bedeutendste technische Erfindung der neueren Zeit zu danken ist, den Erfinder des Telephons, Pbil. Reis. Friedrichsdorf wurde im Jahre 1687 von den Huguenotten angelegt, denen dort jener Landgraf Friedrich von Dornburg mit dem silbernen Bein, der durch Kleiss Drama unsterblich geworden, ein Asyl bot. Noch heute wird dort der Gottesdienst in französischer Sprache abgehalten, und den Schulkindern wird es freigestellt, den Religionsunterricht in deutscher oder französischer Sprache zu nehmen. Natürlich sprechen nicht alle Bewohner französisch, es sind viele eingewandert — die Percelesenen* nennt man sie im süddeutschen Dialekt jener Gegend —, noch weniger sprechen sie das französische rein, sondern vielmehr untermischt mit deutschen Worten, was den Frankfurter Volksdichter Friedrich Stolze zu der humorvollen Verpottung veranlaßte:

Helas Martin, hélas Martin,
Chasso le Gidel aus le jardin!
Il verkocht mir, häst tu die Stäuwe (Stampe)
Tout les nouveaux geelle Näuwe (gelbe Rüben).

Aber diele Franzosen sind gut deutsch und ohne jeden Konnex mit ihrer schäbieren Heimat.

Blickertisch.

— Ueber Land und Meer. Die neuesten vier Nummern dieser bekannten und beliebten illustrierten Zeitschrift (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart), die die Nummern 13, 14, 15 und 16 tragen, haben reichen Inhalt. Durch einige Seiten zieht sich auch

die verhaltene Stimmung des Weihnachtsfestes und die des Jahreswechsels. Mit Recht widmet sich die Zeitschrift dem Lande Bulgarien — diesmal hat sie Paul Lindenberg das Wort gegeben, über bulgarische Kunst und Künstler zu sprechen. Auf den Bildungsstand dieses Aufsatzes machen wir nachdrücklich aufmerksam. Endlich finden wir auch ein Bild vom Standeshüben Sepp Inneroster — Rudolf Lebl hat's auf dem Kriegsschauplatz für „Ueber Land und Meer“ gezeichnet, wie denn überhaupt eine ganze Reihe kraftvoller Originalzeichnungen von den Kriegsschauplätzen in den Wäutern zu finden ist.

— Von der „Ostrovopäischen Zukunft“, der neuen Zeitschrift für Deutschlands Aufgaben im Osten und Südosten, ist soeben die erste Nummer in F. F. Lehmanns Verlag in München erschienen (Preis vierteljährlich M. 8.—). Das Heft enthält eine Reihe bedeutsamer Aufsätze. Prof. Haller in Tübingen behandelt „Das ukrainische Problem“ und zeigt, von welcher außerordentlichen Bedeutung die Lösung dieser Frage ist und zwar sowohl für die Zukunft des russischen Reiches als auch für Deutschland und die Balkanvölker. Dr. Schupp gibt in einem Artikel „Bulgariens Erwachen“ einen Ueberblick über die hochentwickelte Entwicklung dieses Landes, das von Jahr zu Jahr für unsere Zukunftsprognosen aufnahmefähiger wird. A. Kehler ich dort die wirtschaftliche Bedeutung der Ukraine, die Rußland in der Hauptsache mit Kohle, Eisen, Salz und Getreide versorgt. Gelingt es, diesem nach Selbstständigkeit strebenden Volke sich von Rußland loszulösen und unabhängig zu machen, so wird Rußlands Finanzkraft aufs schwerste erschüttert, und der deutschen Industrie eröffnen sich gewaltige Absatzgebiete. Weitere Artikel behandeln die Deimung der Donau, die wirtschaftliche Annäherung zwischen Deutschland und Oesterreich, die Bedeutung des Deutschthums in der Ukraine und manche andere Fragen. Das Blatt ist das amtliche Organ des Verbandes deutscher Hocherer der ukrainischen Freischülervereine „Ukraine“ (Geschäftsstelle München, Paul Heystraße 26), es wird sowohl der Ukraine wie den anderen Fremdvölkern Rußlands — Balten, Finnländern, Polen usw. — seine Dienste widmen, daneben aber auch die deutschen Interessen im Balkan und der Türkei zielbewußt vertreten.

Siegener Hausfrauen-Verein.

Für die von dem Hausfrauen-Verein veranstalteten Kochvorführungen haben sich so viele Besucher gemeldet, daß die Vorführungen auch in der nächsten Woche stattfinden müssen. Das Nähere ergibt sich aus dem Anzeigentheil und ist auch an den Anschlagtafeln des Vereins zu lesen.

Wochen-Küchenzettel.

- Sonntag: Suppe von Magerwürstchen, Kalbsbraten, Rosenkohl, Kartoffeln.
- Montag: Griesuppe, Gemüsekerlei mit Hammel- oder Dönerfleisch, Kartoffeln.
- Dienstag: Bohnensuppe, Apfelsauce.
- Mittwoch: Fleischbraten mit Rindfleisch, Kohlschiff, Winterkohl, Kartoffeln.
- Donnerstag: Brötlensuppe, Schweinefleisch, Sauerkraut, Kartoffelbrei.
- Freitag: Erbsensuppe mit Sauerkraut (Rest vom vorhergehenden Tage), Gemüsesülze *). Kartoffeln.
- Samstag: Reisuppe, Kartoffelgemüse, Wurst.

Kochanweisungen.

Gemüsesülze: 2 in Scheiben geschnittene Gelberüben, ein paar Rosenkohlchen oder kleine Teile Blumenkohl werden in ¼ Liter Salzwasser weich gekocht, zuletzt etwas Wein, eine feingehackte Salsaurte, 1 Magerb mit Linswürfel hinzugefügt, 1 Blatt weiße und 1 Blatt rote Gelatine gut darin vermischt und aufgekocht. Das Ganze wird in eine kalt gespülte Form gefüllt. Es braucht 10—12 Stunden zum Erstarren.

*) Siehe Kochanweisung.

Arithmogriph.

Mit ungewalt'ger Kraft erklimt mein Fuß,
Wenn man als „1 bis 4“ aus Weich mich schüß.
Wer meine Donnerstimme nicht vernimmt,
Der ist 1 4 2 3 wohl ganz bestimmt.

Aus Zeichen Nr. 1 2 4 erdhiene
Sofort die kleine Fee der Violine,
Weil sie nicht dem Königssohn lässast verloren,
Weil — wie's in Bayern heißt — sie „3 2 4“ erforen.
(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Palmen, Nymphen.